

GEORG BRAULIK OSB

Nach langer Wanderschaft zur Ruhe kommen

Die Angst vor dem „gelobten Land“



Gottes Volk auf dem Weg – so verstehen wir uns heute gerne als Kirche. Vielleicht muß man das Zweite Vatikanische Konzil miterlebt haben, um jenen Umbruch zu begreifen, den diese Vorstellung signalisiert. Wer damals von der Kirche als dem wandernden Gottesvolk zu sprechen begann, der identifizierte sie nicht mehr, wie bisher, bloß mit Hierarchie, mit „heiliger Herrschaft“, sondern betonte damit die Gemeinschaft aller Erlösten. Erlöstsein aber bedeutete nicht Besitz-Gewißheit, sondern befähigte zur Pilgerschaft durch die Wüste ins

Verheißungsland. Die Kirche war also wie einst Israel ein Volk des leidenschaftlichen Aufbruchs, aber auch reuevoll ausgestreckter Hände. Einer solchen Kirche verging jeder selbstzufriedene Triumphalismus, sie erstarrte nicht im Erreichten. Sie wußte sich vielmehr als Kirche der Armen und Sünder, sie blieb auch als schon Befreite noch unterwegs zum Land der Freiheit.

Dieses Selbstverständnis wurde nicht zuletzt aus dem Hebräerbrief begründet. Wir lesen dort folgenden Text:

„Gebt acht, daß keiner von euch ein böses, ungläubiges Herz hat, daß keiner vom lebendigen Gott abfällt, sondern ermahnt einander jeden Tag, solange es noch heißt: Heute, damit niemand von euch durch den Betrug der Sünde verhärtet wird; denn an Christus haben wir nur Anteil, wenn wir bis zum Ende an der Zuversicht festhalten, die wir am Anfang hatten. Wenn es heißt: Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet euer Herz nicht wie beim Aufruhr – wer waren denn jene, die hörten und sich auflehnten? Waren es nicht alle, die unter Mose nach Ägypten

ausgezogen waren? Wer war ihm 40 Jahre lang zuwider? Nicht etwa die Sünder, deren Leichen in der Wüste liegen blieben? Wem hat er geschworen, sie sollen nicht in seine Ruhe kommen, wenn nicht den Ungehorsamen? Und wir sehen, daß sie wegen ihres Unglaubens nicht hineinkommen konnten. Darum laßt uns ernsthaft besorgt sein, daß keiner von euch zurückbleibt, solange die Verheißung, in seine Ruhe zu kommen, noch gilt. Denn uns ist die gleiche Freudenbotschaft verkündet worden wie jenen; doch hat ihnen das Wort, das sie hörten, nichts genützt, weil es sich nicht durch den Glauben mit den Hörern verband. Denn wir, die wir gläubig geworden sind, kommen in die Ruhe, wie er gesagt hat“ (Hebr 3, 12 – 4, 3).

Die Stelle verweist auf das Israel der Wüstenwanderung als den Prototyp der Kirche. An ihm werden die Größe der Verheißung, aber auch der Ernst drohender Versuchung der christlichen Gemeinde sichtbar. Das Unterwegs in der Wüste dieser Welt bildete somit die Existenzform der Kirche, ihr Ziel war die ewige Ruhe in der himmlischen Heimat. Des Glaubens aber bedurfte es, um die Spannung eines solchen Zwischenzustandes auszuhalten. So ungefähr las man es aus dem Hebräerbrief heraus. Unsere Übersetzungs- und Auslegungstradition neigt übrigens noch heute dazu, diesen und andere Texte vor allem ins Jenseits zu projizieren und damit das Diesseits von so manchem Anspruch Gottes zu entlasten. Eine solche Interpretation der oben zitierten Verse verabsolutiert freilich den „langen Marsch“ Israels und verdrängt, daß Israel danach ja in das gelobte Land eingezogen war und darin gelebt hatte. Nach dem Zeugnis der Bibel war das altbundliche Gottesvolk also in Gottes „Ruhe“ eingetreten und hatte dort Gottes Modellgesellschaft verwirklicht. Nur jene Generation, die sich der Einladung Gottes verweigerte, weil sie an einen Einzug ins Verheißungsland nicht glaubte, wurde dazu verurteilt, lebenslang in der Wüste umherzuziehen. Sollte sie das Vorbild der neutestamentlichen Kirche sein? Unterschied sich die christliche Gemeinde von ihrem alttestamentli-

chen Vorbild gerade dadurch, daß für sie die Zusage des Reiches Gottes noch keine Erfüllung gefunden hatte?

Die konziliare Exodusmentalität erlitt freilich bald einen Zukunftsschock und wich einer tiefsitzenden Angst. Jetzt flohen die einen rückwärts in eine kultivierte Nostalgie, wo alte Gewohnheiten und straffe Organisation die Unsicherheiten der neu gewonnenen Freiheit ausschalteten. Die anderen aber flüchteten in eine U-topie, einen Nicht-Ort, wo jeder sich selbst seine Kirche erträumen konnte. Was beide Tendenzen trotz vielfältiger Gegensätze verband, war letztlich die Angst vor Gottes verheißenen Land. Die einen verbannten es aus dem irdischen Jammertal in ein seliges Jenseits, die anderen programmierten ihr Paradies nach den Mustern dieser Welt. Damit aber glichen beide Parteien jetzt jenem Israel, vor dem der Hebräerbrief warnt: einem Israel, das sich gegenüber der heute schon angebotenen Erfüllung verhärtet; einer Kirche, die dem Evangelium vom nahegekommenen Gottesreich nicht glaubt.

In Gottes Ruhe eintreten

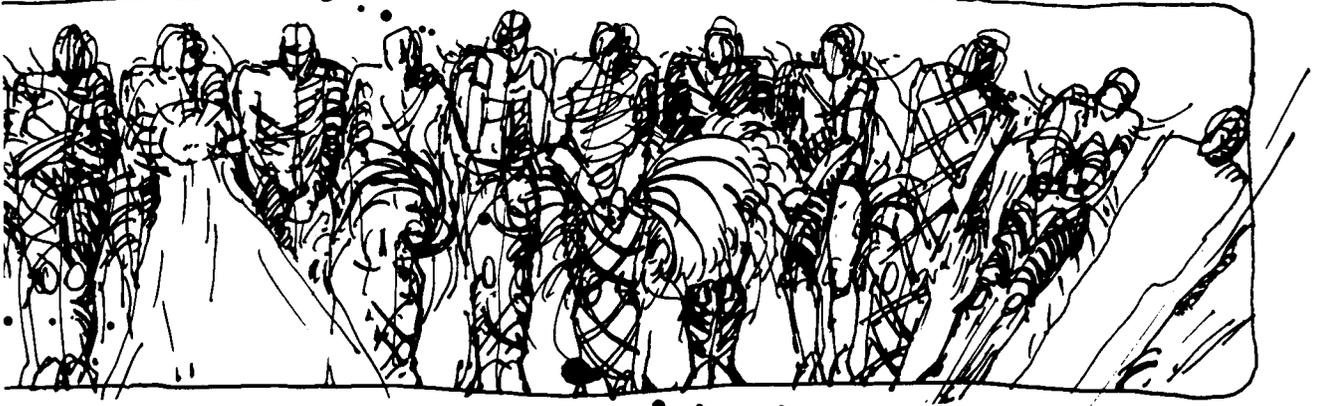
Franz Kafka hat diese Fehlhaltung treffend in einer Legende beschrieben, nämlich in der Parabel „Vor dem Gesetz“. Viele Jahre lang sitzt da ein Mann vor dem Eingang zum Gesetz. Im Gesetz, in der Tora sein hieß: im Eigentlichen, in Wahrheit und Sinn, bei Gott sein. Aus dem Tor zum Gesetz, das jedem und immer offensteht, bricht die Fülle des Lichtes hervor. Der Türhüter gestattet zwar den Eintritt nicht, macht dem Mann sogar Angst davor. Dennoch erklärt er den Zutritt für möglich. Der Mann aber entscheidet sich, lieber auf eine formelle Erlaubnis zu warten. Sein Leben verrinnt. Als der Tod naht, brüllt ihn der Türhüter an, um sein Gehör noch zu erreichen: „Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.“ Auf unsere Situation als Christen übertragen besagt dieses Gleichnis: Wer nicht glaubt, daß er hier und jetzt ins Reich Gottes gelangen kann, und

zwar allen Einschüchterungsversuchen und menschlichen Blockierungen zum Trotz, der bleibt ewig von seinem Glanz ausgeschlossen. Ebenso mahnt der Hebräerbrief, in Gottes Ruhe einzutreten, solange es noch „heute“ heißt. Diese uns angebotene „Ruhe“ darf nicht als Passivität, als individuelles Ausruhen von den vollbrachten irdischen Werken mißverstanden werden. Genau genommen ist es ja gar nicht unsere, sondern Gottes „Ruhe“. Sie steht in der Bibel zunächst für den Tempel von Jerusalem, wo die Bundeslade und der über ihr thronende Herr nach langer Wandschaft zur „Ruhe“ gekommen waren. Von hier strahlte die „Ruhe“ in die Welt aus. Zu dieser „Ruhe“ zog dann Israel, wenn es an den Höhepunkten des Jahres seine Feste feierte und sich vor seinem Gott freute. „Ruhe“ signalisierte hier gelungene Gemeinschaft, Gemeinschaft Gottes mit seinem Volk, Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern, in der alle Klassenbarrieren überwunden, alle Entfremdungen beseitigt waren. Letztlich verwies „Ruhe“ auf die Lebensfülle einer Gesellschaft, die hier und heute Gottes Sozialordnung, die Tora, die alttestamentliche Vorwegnahme der Bergpredigt, verwirklichte. Nach dem Hebräerbrief liegen Lebendigkeit und Kraft des Gotteswortes darin, zu einer solchen Gemeinschaft von Glaubenden anzustiften. Kritisch und richtend hingegen verfährt es mit jedem, der sich ungläubig von Gottes „Ruhe“ distanziert, das heißt von der Gemeinde, in der Gott gegenwärtig ist und wo allein das Leben glückt.

Gott liebt die Kirche mehr als den Himmel

Wenn der Hebräerbrief uns auffordert, diesem Wort zu gehorchen, dann predigt er damit keine individualistische Moral, für die wir nach unserem Tod mit einer Eintrittskarte in die ewige Ruhe des Himmels belohnt werden. Genau genommen geht es dem Text weder um unsere Leistung noch um eine zukünftige Vergeltung. Das Entscheidende, der Zutritt zur Ruhe Gottes, also die Teilhabe an seinem Volk, sind uns nämlich bereits geschenkt worden, und zwar





in der Taufe. Der Glaube, zu dem wir hier ermahnt werden, bedeutet somit kein Für-wahr-Halten von Dingen, die jetzt noch nicht erfahren werden können. Er verlangt vielmehr: Nimm die Freude an, die Gott dir in seiner Gemeinde, einer engagierten Tisch- und Lebensgemeinschaft von Schwestern und Brüdern, schon bereitet hat! Lebe aus dem Wunder der Neuschöpfung, durch die uns Christus schon zu einem Bau aus lebendigen Steinen gemacht hat, in dem nun Gottes Geist ruht! Denn – so sagt Johannes Chrysostomus – „Gott liebt die Kirche mehr als den Himmel: Er hat ja keinen Himmelsleib, sondern den Leib der Kirche angenommen; um der Kirche willen ist der Himmel, nicht wegen des Himmels die Kirche da.“

Haben wir in ihr Heimat gefunden, dann sind wir freilich Fremde in dieser Welt. Ich meine damit nicht die Welt als Gottes gute Schöpfung, der uns nichts untreu machen darf. Ich meine jene Welt, die wahrhaftig eine Wüste ist, in der Menschen vergewaltigt, ausgebeutet, in Vereinsamung und Sinnleere gestoßen werden, in der es keine wirkliche Vergebung und deshalb auch keinen echten Frieden gibt. Wo aber Gottes Sozialordnung, etwa Israels Tora bzw. Jesu Bergpredigt, gelebt wird, dort entsteht ja in scharfem Gegensatz zu den Gesellschaften dieser Welt eine freie, geschwisterlich solidarische, klassenlose Gesellschaft, in der Hunger und Armut verschwinden, Frieden hergestellt, Krankheit geheilt, Schuld in Segen verwandelt, also eine wahrhaft humane Kultur gestaltet werden kann. Trotz all des beschämenden Versagens und der bela-

stenden Ärgernisse, die wir in unseren Gemeinden erleben, aber auch trotz des Kreuzes von Ablehnung und Verfolgung, das ihnen zugemutet wird, wird hier Erlösung real-präsent. Jesu Gemeinden bilden daher – wie zuvor schon das altbündliche Gottesvolk – nicht nur eine Kontrastgesellschaft. Sie werden gerade als Alternative auch zum Sakrament für die Gesellschaften der Welt, zum sichtbaren Zeichen jetzt erfahrbaren Heils. In ihnen kann der Weg aus der Sklaverei – dem Ägypten des einzelnen und der Gesellschaften – in die Freiheit des gelobten Landes auch heute mitgegangen werden.

Was „heute“ bedeutet

Warum gibt es dann dennoch diese Angst vor der Ruhe Gottes, unsere ganz konkreten Ängste vor der Kirche? Ich meine, weil sie nicht jene Attraktivität besitzt, die zum Leben eines echten Miteinander, eines Alles-gemeinsam-Habens, verlockt; weil sie nicht mehr jene Faszination ausstrahlt, die das Wunder christlicher Gemeinde nach dem Zeugnis der Bibel haben könnte und auch – etwa in der Jerusalemer Urgemeinde – gehabt hat. Letztlich haben auch wir diesen Glanz verdunkelt. Wie Kafkas Türhüter verstellen wir den Zutritt. Denn wir glauben selbst nicht recht an die – selbst unter Verfolgung – schon im Diesseits hundertfache Erfüllung, die Jesus denen zugesagt hat, die vorbehaltlos in seiner Jüngergemeinde leben. Wir müßten also aus unserer Resignation, unserer Nostalgie und unseren Utopien umkehren zur Freudenbotschaft über das „Heu-

te“ der „Ruhe“ Gottes, seines Reiches, der messianischen Alternative, die mit Jesus bereits in unserer Mitte weilt. Das ist die Botschaft des Hebräerbriefes. Was vom Glauben an dieses „Heute“ des Messias abhängt, das mag abschließend noch eine jüdische Legende verdeutlichen.

Um 250 nach Christus lebte Rabbi Jehoschua. Er traf einmal den Propheten Elija, der wieder in die Welt gekommen war, und fragte ihn: „Wann kommt denn endlich der Messias?“ Der Prophet antwortete: „Geh und frage ihn selbst!“ Rabbi Jehoschua fragte: „Wo kann ich ihn denn finden?“ Er bekam zur Antwort: „Er sitzt am Stadttor von Rom unter den Armen und Kranken und verbindet ihnen die Wunden.“ Rabbi Jehoschua machte sich also auf den Weg nach Rom und fand dort den Messias mitten unter den Armen, wie der Prophet es beschrieben hatte. Er ging auf ihn zu und sagte: „Friede sei mit dir, mein Herr und Meister!“ Der antwortete: „Friede sei auch mit dir!“ Rabbi Jehoschua fragte: „Wann wird mein Herr endlich kommen, um uns zu erlösen?“ Die Antwort lautete: „Heute.“ Da ging Rabbi Jehoschua zum Propheten zurück und sagte voller Bitterkeit: „Der Messias hat mich betrogen. Er sagte, daß er heute kommen würde, aber er ist immer noch nicht da.“ Darauf antwortete der Prophet: „Solange du nicht begreifst, was ‚heute‘ bedeutet, solange kann er nicht kommen!“

Diese Homilie wurde am 8. September 1983 auf dem gesamtösterreichischen Theologiestudentensymposium im Wiener Priesterseminar gehalten.